

Zitierhinweis

Nipperdey, Justus: Rezension über: Philipp Robinson Rössner (ed.), *Economic Growth and the Origins of Modern Political Economy. Economic Reasons of State, 1500–2000*, London ; New York: Routledge, Taylor & Francis Group, 2016, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 45 (2018), 2, S. 349-351, DOI: 10.15463/rec.758966256



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

sicherlich keine Großmacht war und die Grumbkows selber nur einfache pommersche Junker waren. Auch der französische Adel – dies ist natürlich eher nachvollziehbar – spielt eine tragende Rolle. Eher am Rande stehen hingegen Spanien und Italien, auch wenn Horowski durchaus Erhellendes zur Kurie als „Dampfkochtopf des Klientelismus“ und zu der Rivalität Spaniens und Frankreichs am Hof des Pontifex Maximus zu sagen weiß. Oft wird deutlich, wie stark Horowski auf eigenen wissenschaftlichen Studien aufbaut, die in anderen Kontexten entstanden sind, wie etwa zu den preußischen Ministern der Epoche oder zum französischen Hof. Das ist freilich legitim und keiner könnte besser als Horowski erklären, warum Vornamen für französische Hochadlige eigentlich überflüssig waren, weil sie alle mit einem Titel genannt wurden, der aus einem distinkten Lehensbesitz abgeleitet war, was freilich dazu führte, dass Brüder ganz unterschiedliche Namen führten, die nur die Mitglieder der höfischen Gesellschaft wirklich genau kannten. Horowskis Werk ist gesättigt mit solchen Informationen, die sonst nur Insidern zugänglich sind, und er zögert auch nicht, jeder Figur, die bei ihm auftritt, klare Charaktereigenschaften zuzuschreiben, ob nun Gier, Eitelkeit, die Neigung zu sexuellen Exzessen, eine mehr oder weniger bigotte Frömmigkeit, heroischen Mut in der Schlacht oder alles in Kombination. Historischer Wandel spielt in alledem allerdings keine starke Rolle. Am Ende des Werkes tritt Talleyrand auf, wie er die Machtergreifung Napoleons ins Werk setzt und damit aus den Kulissen als dekadenter Aristokrat alter Schule trotz der Revolution wieder zum bestimmenden Akteur in der Politik wird. Talleyrand war tatsächlich als Überlebenskünstler kaum schlagbar, da er ja auch noch den Bourbonen nach der Restauration kurzfristig als Außenminister diene und gegen Ende seines Lebens unter der Herrschaft des Bürgerkönigs Botschafter in Großbritannien wurde, um dem Haus Coburg den belgischen Thron zu verschaffen. Allerdings: Auch Horowski würde wohl einräumen, dass das eine sehr spezifische Perspektive ist, denn gar so groß war die Kontinuität zwischen der Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts und der des Ancien Régime dann eben doch nicht immer, namentlich in Frankreich. Gelegentlich weist im Übrigen auch er auf den Niedergang der Schicht hin, deren Leben er wortreich nachzeichnet und feiert. So vermerkt er melancholisch, dass man die Baugrube, die am Berliner Alexanderplatz heute den Platz des alten Palais Grumbkow einnehme, zwischen dem Lokal „Mutter Hoppe“ und einem „Baseballmützen-Fachhändler“ finde (591). Sic transit, ist man versucht zu sagen. Der Autor hat uns ein höchst amüsantes Sittengemälde und eine wunderbar detailreiche Alltagsgeschichte der adlig-höfischen Welt vorgelegt. Für diejenigen potentiellen Leser, die selber keine Standespersonen sind und auch über keine eigenen Vorleser verfügen, wäre die Publikation einer stark gekürzten Volksausgabe vielleicht dennoch lohnend, denn nicht jeder hat heute selbst in dunklen Winterstunden die Muße, mehr als 1000 Seiten zu bewältigen, auch wenn der Stil Horowskis, der mehr vom italienischen Barock als vom französischen „*âge classique*“ inspiriert ist, einen immer wieder zu fesseln vermag.

Ronald G. Asch, Freiburg, i. Br.

Rössner, Philipp R. (Hrsg.), *Economic Growth and the Origins of Modern Political Economy. Economic Reasons of State, 1500–2000*, London / New York 2016, Routledge, XII u. 317 S. / Abb., £ 95,00.

Der vorliegende Sammelband geht zu großen Teilen auf eine 2014 vom Herausgeber in Leipzig veranstaltete Tagung zum Thema „Mercantilism and Cameralism – New Approaches and Reconfigurations“ zurück, auch wenn einige der damaligen Vortragenden hier fehlen und stattdessen drei neue Beiträge aufgenommen sind. Man findet

jedoch keinen Hinweis im Buch auf diese Tatsache, wohl wegen der zunehmenden Skepsis angelsächsischer Verlage gegen ‚bloße‘ Tagungsbände. Publizierbarkeit und Verlagsstrategie zeichnen vermutlich auch für die etwas pompös geratenen Titel und Untertitel verantwortlich, die den Inhalt des Buches sehr viel weniger präzise fassen als der genannte Tagungstitel. Insbesondere die Zeitangabe 1500–2000 erweist sich angesichts der auf das 17. und 18. Jahrhundert konzentrierten Beiträge mindestens als hyperbolisch (da auch Fresken Giottos und Naomi Klein vorkommen, hätte man auch 1300–2015 nehmen können). Schließlich verkündet der in den Band gedruckte Werbetext Antworten auf die Frage, was wir durch die Beschäftigung mit älteren Wirtschaftstheorien lernen können „in terms of our understanding of history, our economic fate today, and the prospects for the modern world’s poorest countries.“ Man kann es vorweg nehmen: Diesen Anspruch erfüllt der Band nicht – was aber mehr an dem Anspruch liegt und insofern für den Band spricht. Denn es geht hier im Kern doch um historische Spezialforschung, auch wenn ein Basso continuo nicht zu überhören ist: die Dekonstruktion von und Kritik an liberaler neoklassischer Wirtschaftstheorie und Freihandelsdoktrin, wie sie viele der involvierten Autoren (v. a. Erik Reinert, Sophus Reinert) schon an anderen Stellen artikuliert haben und die offenbar Grund genug ist, als Beitrag zur gegenwärtigen Armutsbekämpfung zu figurieren.

Inhaltlich präsentiert der Band eine Mischung aus älteren Forschern, die eher Überblicke geben oder nochmals zu Themen zurückkehren, mit denen sie sich vor längerer Zeit befasst haben, und jüngeren Historikerinnen und Historikern, die aus ihren aktuellen Forschungsprojekten zu konkreten polit-ökonomischen Konstellationen des 17. und 18. Jahrhunderts berichten. Philipp Rössner rekapituliert in seiner Einleitung die endlose Forschungs- und Streitgeschichte zu Merkantilismus und Kameralismus und identifiziert dann einige markante Aspekte einer sich in der Frühen Neuzeit europaweit etablierenden „ökonomischen Staatsräson“. Dazu gehören neben dem Glauben an die Steuerbarkeit des wirtschaftlichen Geschehens unter anderem die Überzeugung, dass Wissen und sogar wissenschaftliche Erkenntnisse in ökonomischen Mehrwert umgesetzt werden können. Ganz zentral ist jedoch – gegen die ältere Merkantilismusforschung und die klassische Wirtschaftstheorie – der Fokus auf der Produktion als zentralem Ort der Reichtumsgenerierung und wirtschaftspolitischer Intervention. Es ist genau diese Produktionsorientierung der großen Mehrheit frühneuzeitlicher ökonomischer Autoren, die dann doch den Buchtitel „Economic Growth“ rechtfertigt, da sie eben außerhalb der Logik des merkantilen Nullsummenspiels liegt. Leider greifen nur wenige der Autoren Rössners Fehdehandschuh an dieses Forschungsdogma auf. Am ehesten tut das Carl Wennerlind in einem hochinteressanten Aufsatz über den schwedischen Beamten, Autor und Gelehrten Johan Risingh (1617–1672) und dessen Verbindungen zum Hartlib Circle. Hier erscheinen die eben genannten Elemente in konkreter Form: Glaube an die Formbarkeit und Verbesserung der Welt und der wirtschaftlichen Produktion auf Basis von Bildung und wissenschaftlicher Erkenntnis (Alchemie).

Lars Magnusson und Jürgen Backhaus wenden sich stattdessen mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung der alten Frage des Verhältnisses von Merkantilismus und Kameralismus zu. Wie schon anderswo zeigt sich, dass Magnusson seine in „Mercantilism“ (1994) vertretene spezifisch diskursive Definition zugunsten eines klassischen, gesamteuropäischen Verständnisses des Begriffs aufgegeben hat. Als deutlich fruchtbarer erweisen sich die folgenden Kapitel, die sich der konkreten Entstehungs- und Durchsetzungsgeschichte bestimmter ökonomischer Konzepte zuwenden. Moritz Isenmann kann überzeugend zeigen, dass sich die von Adam Smith formulierte Idee des absoluten Kostenvorteils – der Vorreiter von Ricardos komparativem Vorteil und damit

ein Zentralargument der Freihandelstheorie – schon in französischen Gutachten um 1700 finden lässt und ein direkter Einfluss dieser Texte auf Smith nicht unwahrscheinlich ist. Die Pointe ist natürlich, dass es den französischen Gutachtern nicht um die Etablierung einer allgemeinen theoretischen Erkenntnis ging, sondern um die Durchsetzung ihrer persönlichen und regionalen Partikularinteressen – also genau das, wogegen Smith erklärtermaßen zu Felde zog. In ähnlicher Weise erklärt William J. Ashworth, wie die Wirtschaftsreformen Pitts d. J. aus einer akuten Krisensituation heraus entstanden und keineswegs auf Basis einer liberalen ökonomischen Theorie konzipiert wurden, als die sie im Rückblick wirken konnten.

Marcus Sandl wirft einen ganz anderen Blick auf das behandelte Thema. Da nicht zuletzt der ewige Forschungsstreit die Unmöglichkeit erweist, Kameralismus über die vertretenen Inhalte zu identifizieren, plädiert er für einen anderen Weg: die Definition von Kameralismus als epistemologische Operation. So erscheinen die Kameralisten des 18. Jahrhunderts als Theoretiker – oder besser: Praktiker – des Wandels. Da ohnehin alles in ständigem Wandel begriffen sei, komme es vor allem darauf an, diesen Wandel zu beobachten, zu verstehen und prospektiv auf ihn zu reagieren – eben deswegen könne man auch keinen Kern des Kameralismus festnageln, da er schon wesensmäßig immer im Fluss war.

Die bislang besprochenen Aufsätze konzentrieren sich bei aller Dekonstruktionsabsicht auf ökonomisches Denken, sei es von einzelnen Personen, Interessensgruppen oder Denkschulen. Eine kleinere Zahl von Aufsätzen wählt einen wirtschaftshistorischen Zugriff auf das Thema, indem sie fragen, ob und wie denn Obrigkeiten eigentlich Wirtschaftswachstum beeinflusst oder sogar initiiert haben. In einem Überblick behandelt Prasannan Parthasarathi das Verhältnis von Staatsbildung und Wirtschaftswachstum auf dem indischen Subkontinent zwischen 1600 und 1800. Er postuliert eine Korrelation zwischen verdichteter Staatlichkeit und besonders produktiver Landwirtschaft, die er eben dem obrigkeitlichen Wirken zuschreibt. Zum genau gegenteiligen Ergebnis kommt Peer Vries für das China der Qing-Dynastie, wo er nicht einmal den Versuch der Dynamisierung der Wirtschaftstätigkeit entdecken kann. Dieses Nebeneinander zeigt leider eher die Problematik des Einbaus je eines Kapitels zu Indien und zu China, als dass es einen erhellenden Beitrag zum Thema des Bandes lieferte. Direkt im Anschluss an diese beiden Aufsätze macht Ann Coenen deutlich, wie schwierig die Frage nach den Effekten obrigkeitlicher Wirtschaftspolitik selbst für einen begrenzten Bereich wie die österreichischen Niederlande in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert zu beantworten ist. Während sie die Frage nach der Wirkung offen lassen muss, kann sie die Ziele der Brüsseler Zollpolitik (Schutz heimischer Industrien und nicht Erhöhung der Zolleinnahmen) herausarbeiten.

Die Stärke des Bandes liegt vor allem in solchen konzentrierten Spezialstudien. Hier werden die Fragen nach der Existenz übergreifender Konzepte, ihrer Bedeutung im konkreten Kontext, ihrer zeitgenössischen und retrospektiven Repräsentation und Interpretation in beispielhafter Weise verhandelt.

Justus Nipperdey, Saarbrücken